

ichkeit der
nus; wie
us sind.
selbst ver-
unkte, auf
nicht zweck-
gegenstand
niffer viel-
maurerie;
bezeichnet,
mindestens
en. Und
erfrüh-
telt wird.
J.

(Paris,

mehrfach
zwanzig-
erfahrungen
der neue
sehen in
eiber; er
tham zur
daß die
ten litte.
ovelle —
thetischer
Schwelle
ner gra-
egehren-
igkeiten
g. Der
iemieden
scholische
und das
e, selbst-
hen, ge-
mus, zu
lendeten
merfens-
der An-
finement
e selbst-
t. Die
us, der
n Frau,
schreckt,
ten Ge-
höchsten,
schildert;
n; aber
Genuß
ndigkeit
H.

gemein-
ntdecker
Sauer-
Dieses
Berf.



Nr. 49.	Erscheint Sonnabends und ist in der Post-Zeitungspreisliste unter Nr. 1738 eingetragen.	Berlin, den 6. September.	Abonnementspreis bei der Post oder im Buchhandel vierteljährlich 3 Mark.	1890.
---------	---	---------------------------	--	-------

Inhalt: Diebstäubung. Novelle von Ola Hansson (Schluß). — Die Taktik der Sozialdemokratie. Von H. B. — Übertreibung des Goethe-Dienstes. Von Dr. Heinrich Kränzel-Kleinmar (Schluß). — Leo Tolstoj's Nachwort zur Kreutzerkate. Von H. Büchtemann. — Wechselstrom oder Gleichstrom? Die Kardinalfrage der Elektrizitätswerke. Von W. Bedrom, Ingenieur. — Die hydraulische Gleitbahn. Von Leo Silberstein (Schluß). — Schlußbetrachtung über die Berliner Kunstausstellung. Von Paul Roland. — Einfälle. Von Theodor von Sosnoska. — Paul Ullrich und die Berliner Presse. Von F. M. — Kleine Kritik.

Diebstäubung.

Novelle
von
Ola Hansson.

(Schluß.)

VI.

Als Sigrid am anderen Vormittag in den Salon trat, fand sie Björkman da im Gespräch mit der Familie. Er grüßte unbefangen, als ob nichts geschehen sei, ohne mit einer Miene zu verraten, daß das Verhältnis zwischen ihnen seit den Ereignissen des gestrigen Tages in eine neue Phase getreten.

Mit einem wunderbar forschenden Blick hinter den Brillengläsern sagte ihr Bruder zu ihr: „Denke Dir, Sigrid, Herr Björkman will schon heute von hier abreisen.“

Es strich wie ein kalter Luftzug über ihr Gesicht und ihr war, als glitten alle Personen im Zimmer auf einmal weit von ihr weg, während es rund um sie herum dunkel wurde, als regnete es Asche.

Sie hörte ihre eigene Stimme wie den Schrei des Liebzeigweibchens, das seine Jungen in Gefahr sieht: „Und Sie denken nicht wiederzukommen?“

Und wie ganz aus der Ferne hörte sie eine andere Stimme, seine Stimme, ruhig und kalt antworten: „Benigstens nicht in diesem Sommer.“

Was darauf gesagt und gethan wurde, dessen erinnerte sie sich nachher nicht mehr, es floß alles für sie zu einem verwirren und undeutlichen Gemenge von Klaviermusik, Lachen und Abschiedsphrasen zusammen.

Am Nachmittag sollte er reisen. Ihre Geschwister folgten ihm zur Station, sie selbst schützte Kopfschmerzen vor und blieb zu Hause. Sie hörte sie gehen und horchte, bis der Klang ihrer Schritte und ihrer Stimmen erstarb; sie hörte die Lokomotive pfeifen und fühlte einen Krampfanfall; darauf verging

eine Zeit — wie lang oder wie kurz, das wußte sie nicht — und dann stampfte es drunten durchs Vorzimmer und sie wußte, daß die Geschwister von der Station zurückgekommen waren. Gleich darauf spielte jemand auf dem Piano. Darauf wurde es wieder still im ganzen Hause.

Sie war in eine Art Betäubung gefallen, in eine Art Lähmung bei den Worten ihres Bruders über Björkmans Abreise; und sie war noch nicht aus ihr erwacht. Gedanken in Taufendzahl glühten in ihrem Gehirn; aber sie glimmten nur ganz schwach und erloschen bald wieder, wie unter einer dichten Schicht von Asche; Gefühle brodelten auf in dem stillen Wasser ihres Seelenlebens, und sie fühlte sie an die Oberfläche steigen; aber sie fühlte die eigentümliche Art eines jeden dieser Gefühle noch nicht, sie fühlte nur eine einzige, gemeinsame Wirkung von ihnen allen, ein Grundgefühl, ähnlich dem, das man in einem überheizten Raum, in einer Gewitteratmosphäre empfindet. Ihre Seele war von Messern durchbohrt; aber es schmerzte noch nicht in der Wunde, als wäre der Organismus chloroformiert. Aber das allgemeine Unlustgefühl, unter dem sie litt, wurde zu einer Hallucination; ein schwarzes, rotmäuliges Ungeheuer hatte seine Zähne in sie geschlagen, und daß sie den Schmerz nicht fühlte, kam daher, weil sie sich unbeweglich hielt; sie ahnte, sie wußte, daß im selben Augenblick, wo sie sich bewegte, die Plagen über sie fallen würden, wie eine Koppel rasender Hunde, und sie würde sich winden unter dem Biß der Tiere.

Der Augenblick kam schon am selben Abend.

Nach dem Abendessen, bei dem zugegen sein zu müssen sie eingesehen — sollte nicht der elterliche Verdacht ein peinliches Verhör hervorrufen, — nach dem Abendessen, gerade als sie im Begriff war auf ihr Zimmer zu gehen, reichte ihr ihre Mutter einen mit der Abendpost angekommenen Brief, während sie die Tochter mit einem raschen, untersuchenden Blick betrachtete. Sigrid hatte nie seine Handschrift gesehen; aber sie wußte, daß der Brief von ihm war.

Sie zwang sich mit unnatürlicher Ruhe, die Lampe an-

zuzünden, die Gardinen herabzulassen, den Brief sorgfältig mit dem Papiermesser aufzuschneiden und ihn langsam zu lesen. Der Brief hatte folgenden Inhalt:

„Liebes Fräulein Sigrid!

Vielleicht beurteilen Sie mich so streng, daß Sie nicht einmal diese Zeilen lesen mögen. Doch ich möchte so gern, daß Sie meine Handlungsweise verstehen, indem Sie meine Beweggründe kennen lernen; denn ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß die Erinnerung an mich Ihnen verhaßt sein sollte, und Sie selbst werden weniger unter selbstgeschaffenen Martern leiden.

Sehen Sie, Fräulein Sigrid, nach dem, was gestern abend geschehen, gab es für uns keine Umkehr; unser Verhältnis konnte nicht einmal auf demselben Punkt erhalten werden. Wir konnten nicht thun, als vergäßen wir, was geschehen war, wir hätten es uns gegenseitig eingesehen müssen; es war jetzt etwas hinter unserem Rücken, was uns vorwärts trieb. Wohin? Es gab nur zwei Möglichkeiten: entweder brechen oder uns verloben.

Ich wählte das erstere; denn die Ehe wäre die Nichtstatt meiner Liebe geworden. Ich gehöre nicht zu denen, die das, was die gewöhnliche Ehe ist, ertragen können. Jetzt dagegen steht unser kurzes Sommermärchen wie die schönste Blume im Garten meiner Erinnerungen.

Könnte es nicht ebenso mit Ihnen werden, Fräulein Sigrid? Lassen Sie kein Schuldgefühl Macht über sich gewinnen; Sie haben ja nichts Böses gethan. Hüten Sie sich davor; denn es will sich immer in die Seele auf heimlichen Wegen schleichen. Und sollten Sie glauben, Ihre Liebe für mich wäre eine Liebe fürs Leben, so — wissen Sie, Fräulein Sigrid, das ist das Glück und Unglück der Jugend, daß sie an die Unvergänglichkeit der Gefühle glaubt.

Reißen Sie die Brennesseln des Schmerzes, und das tausendartige Unkraut des Sündgefühls und die Disteln der Beschämung aus Ihrer Seele, und begießen Sie statt dessen die einzige Pflanze, die es wert ist, — unsere gute, schöne Sommererinnerung. Das Glück wehrt und die Liebe stirbt, und ich glaube, daß, früher oder später, immer die Stunde kommt, wo die Gelübde klingen wie zersprungene Glocken; — die Erinnerung ist das einzige, was immer schöner und reicher blüht mit jedem vergehenden Jahr.

Ihr

Emil Björkman.“

Als Sigrid den Brief gelesen, hatte sie bloß eine einzige Vorstellung, die ihre Seele füllte und die ganze Welt um sie herum wegsetzte: — es war zu Ende zwischen ihnen — zu Ende!

VII.

Sigrid Bergdahl war in eine tiefe Verstimmung versunken. Viele Elemente hatten zusammengewirkt, diesen Bodensatz abzulagern. Sie hatte ein böses Gewissen. Das Bewußtsein, sich etwas vergeben, etwas Unwürdiges gethan zu haben, vertausendfältigte sich in ihrem Blut und ihren Gedanken und machte sie krank an Körper und Seele. Ihr Gefühl war abhängig von dem allgemeinen Urtheil, und sie glaubte sich durchschauend von allen; alle hatten gesehen, wie sie ihm entgegengekommen war, und das Lachen verwandelte sich und froch

hervor als Mitleid, nachdem es seine frühere Gestalt abgethan, und ihr Stolz litt unter dem unverstellten, zudringlichen Mitgefühl der Geschwister und Freundinnen. Ihr Leben, das plötzlich Blüten angefaßt wie bei einem rasch eintretenden Sommer, lag wieder leer und öde wie zuvor; sie erinnerte sich des Frühlingstages, da ihre Lebensjahre sich aufrollten, fünfundzwanzig Jahre vorwärts und fünfundzwanzig Jahre rückwärts, und sie sah sich mit Schrecken wieder auf demselben Aussichtspunkt stehen, vor demselben beklemmenden Anblick. Er, der sie unglücklich gemacht, war ein Knoten, den sie nicht zu lösen verstand; sie hätte ihn gern gehaßt, aber sie konnte nicht; sie hatte kein anderes Gefühl für ihn als Liebe, und die gönnte sie ihm nicht. Alle diese Elemente, und viele andere außer ihnen, vereinten sich zu einem tiefen, bitteren Mißmut, der ihr ganzes Wesen durchsäuerte. Sie magerte ab von Tag zu Tag, verrichtete ihre Beschäftigungen mechanisch und fing an ihre Kleidung zu vernachlässigen.

Der Herbst kam — kam mit roten und gelben Wäldern, mit Blättern, die fielen, und Feldern, die leer standen, mit Regen und Nebeln, mit stillen, stummen Abenden, an denen die Natur ihr Haupt müde zur Ruhe legte, und mit Nächten, in denen der Mondschein froh. Da schien sie aufzuleben, als hätte das Evangelium der Vergänglichkeit ihrer Seele Erleichterung gebracht.

Eines Tages kam sie mit einem Auftrage ihres Vaters in eine der Häuslerwohnungen im Dorf. Ein widerwärtiger Gestank von Unreinlichkeit, eine eingeklemmte Luft von Essen, Medizin und Braamtweindunst — der Mann trank — schlug ihr entgegen. Die Frau stand, zerlumpt und schmutzig, zwischen einer Holzspitze und einer Wiege. Auf der ersteren lag ein alter Mann, ihr Vater, — ein Skelett, das mit den Kinnladen faute, in der letzteren ein Säugling, der schrie, daß er blau im Gesicht war. Als Sigrid ihre Bestellung ausgerichtet hatte und ging, folgte das Weib ihr auf die Treppe hinaus.

„Wie können Sie es doch in diesem Elend aushalten?“ entfuhr es Sigrid mit einer unfreiwilligen Grimasse von Ekel.

Das Weib sah sie hart an.

„Wir haben es wohl nicht schlechter als andere,“ sagte sie.

„Aber denken Sie denn gar nicht darüber nach, wie Sie es haben? Leiden Sie denn gar nicht bei dem Gedanken?“

„Ich habe Einen, der trösten kann, Fräulein. Hätte ich ihn nicht, so wäre es nicht gut zu leben. Dem Herrn sei Preis und Lob!“

„Hilft er?“

„Wer seine Sünden bereut und sich demütigt und glaubt, dem hilft er sicherlich. Vielleicht flüchtet Fräuleinchen auch einmal zu ihm in der Stunde der Noth, dem einzigen Helfer.“ —

Vor dem Dorf lag ein neuerbautes Haus, schindelgedeckt und weißgetüncht, wo die „Mucker“ ihre Gebetsversammlungen hielten. An einem Herbstabend war Sigrid Bergdahl in den großen Saal geraten und saß auf einer Bank am Eingang, wo die noch nicht „Erleuchteten“ zu sitzen pflegten. Sie hatte in einer Unruhe, die sie oft überfiel, sich unvermerkt von Hause fortgeschlichen. Als sie eintrat, hatten sich alle Gesichter ihr zugewandt, und es ging wie ein Summen durch die Versammlung. Ihr schauderte vor dem Aussehen dieser Menschen, meist Greise und Kinder, mit gichtischen Körpern, mit Gesichtern, die Laster und Entbehrungen entstellten. Es waren die häßliche

Rückseite der Gesellschaft und die Erwählten des Herrn, denen das Himmelreich gehörte.

Auf dem Katheder stand ein Mann mittleren Alters mit einem Gesicht, das dem Christus auf Munkaczys Gemälde glich. Sein Bart war undicht, sein dünnes langes Haar zurückgekämmt, sein Gesicht verschwommen. Aber das Abschreckendste an dem Manne war, daß aus diesem verfallenen Körper, der wie der eines Schwindsüchtigen aussah, und aus diesem Munde, in dem die Zähne fehlten, eine Stimme ging, die durch den Raum rollte:

„Seht, die ganze Luft der Welt ist wie ein rot und goldener Apfel, der inwendig voll ist von Wurmgängen. Die Neue der Menschen ist dem Herrn wohlgefällig; sie ist für ihn, wie Zucker und süßer Wein für unseren Gaumen.

„Darum kommt zum Herrn Ihr alle, die Ihr mühselig und beladen seid; Eure Bürden sollen von Euch genommen werden und das Manna der Gnade wird Euch sättigen.“

Es erhob sich ein Geseuz, laute Gebetsworte wurden gemurmelt, halberstickte Freudrufe erklangen, als sprängen abwechselnd die Thüren des Himmelreichs und der Hölle auf; und es erhoben sich Krüppel und Gichtbrüchige und Ausgehungerte und sangen das Lob des Herrn; — Greise, die schon einen Fuß im Grabe hatten, und Kinder, die noch gestern in der Wiege gelegen, wetteiferten im Lobpreisen. Aber die hohlen Augen des Predigers flammten, und die Versammlung setzte stärker ein, als eine junge reine Frauenstimme sich über das heisere, falsche Gemurmel erhob wie eine Lerche, und man fand, daß es die Tochter des Doktors war, die den Vers mitsang:

Hier stehe ich in geist'gem Streit,
 Ach, gib mir Ruh' und Frieden,
 Fleisch, Welt und Satan allezeit
 Anfechten mich hienieden.
 Hilf, Stärke mein' Gebrechlichkeit;
 Sonst muß ich wieder fallen,
 O Gott! mit allen!
 Thu' uns Barmherzigkeit!
 Dein Lob laß ich erschallen.

Ein halbes Jahr später traf Björkman auf einer Durchreise durch Lund mit dem jungen Bergdahl zusammen. Er fragte ihn nach seiner Schwester Sigrid. Sie war als Erziehlerin nach England gegangen.

Die Taktik der Sozialdemokratie.

Son
 A. B.

Der gegenwärtige Streit innerhalb der Sozialdemokratie dreht sich um die Frage der Taktik. Wie sollen die Glieder formiert, wie der „Feind“ angegriffen werden — das ist die Frage, um welche die alten und die jungen Anführer einerseits, die Fraktion und die andern „Genossen“, namentlich die Berliner, andererseits kämpfen.

Es ist Verschiedenes auseinander zu halten. Erstens handelt es sich um die Frage der Organisation; soll die Organisation demokratisch, antiautoritär sein, oder sollen einige Leute, die bisherigen Führer, eine besondere Machtstellung genießen, soll eine straffe Unterordnung und Centralisation herrschen. Zweitens kommt die Stellung zu den übrigen Parteien und

zur Regierung in Betracht: soll die Sozialdemokratie auf dem prinzipiellen, revolutionären Standpunkt bleiben, daß sie von der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung nichts zu erwarten hat und die Erfüllung ihrer Wünsche von der Revolution hofft, oder soll sie possibilistisch werden, alle Mittel, die sich ihr in der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsform darbieten, in Benutzung nehmen und jeden, auch kleinen Vorteil, jede mögliche Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes erstreben.

Die Gegensätze brauchen nicht rein hervorzutreten, es ist nicht nötig, daß sie in der schärfsten und zugespitztesten Form erscheinen; aber die gegebene Formulierung ist ihr letzter, abstrakter Ausdruck.

In dieser und jener Form erscheinen sie durch die ganze Geschichte der sozialrevolutionären Bewegung. Die Frage von demokratischer oder autoritärer Leitung lag dem Streite Bakunin-Marx zu Grunde, welcher die Internationale sprengte; die Frage: Possibilismus oder Revolution bildete den letzten Gegensatz zwischen Lassalleanern und Marxisten.

Die Anschauung von Marx war, daß die Arbeiterpartei als eine Partei des Kampfes streng und straff diszipliniert sein müsse; er selbst leitete von London aus die Bewegungen der Internationale; und tatsächlich war auch seine Autorität so groß, daß ihm die Arbeiter aufs Wort gehorchten; so konnte er z. B. in den amerikanischen Sklavenkrieg eingreifen, indem er den englischen Baumwollarbeitern befahl, zu streiken. Bakunin wollte, daß die „gegenwärtige Arbeiterpartei ein Abbild der zukünftigen Gesellschaft sein solle,“ also demokratisch organisiert sein müsse, ohne jede zusammenhaltende Hand, in Föderationen, die sich hier und da bildeten und die völlig gleichberechtigt nebeneinander standen.

Mit der Ausstoßung Bakunins und seiner Anhänger auf dem Haager Kongreß trat die endgültige Scheidung zwischen sozialistischer und anarchistischer Organisation und Taktik ein, und in der deutschen Arbeiterpartei, welche ja durch Marx bestimmt wurde, siegte die autoritäre Richtung.

In Deutschland hatten sich die Lassalleaner und Marxisten gegenübergestellt; die Lassalleaner mit ihrem Schlagwort „Staatshilfe“ entwickelten sich zu Possibilisten. Die Fehler der damaligen Regierung und der Einfluß der Marxisten ließen diese Entwicklung jedoch nicht zu Ende kommen. Die Marxisten, meistens alte politische Revolutionäre, während die Lassalleaner zum großen Teil aus der Gewerkschaftsbewegung hervorgegangen waren, gewannen die Oberhand bei den Arbeitern, so daß endlich auf dem Eisenacher Kongreß die Verschmelzung erfolgte. Freilich hatte die neue Partei nun den alten Charakter der Marxisten nicht ganz zu wahren gewußt; das Programm trug sehr starke Spuren davon, und auch das neue Parteiorgan, der „Vorwärts,“ der an die Stelle des alten „Volksstaat“ trat, zeigte ein merklich anderes Aussehen. Vor allem war es der Einfluß Hajenclevers, der die sanftere Haltung bewirkte.

Das Sozialistengesetz hatte die Wirkung, sowohl die Autorität der Führer in einer geradezu unglaublichen Weise zu befestigen, als auch die possibilistische Richtung zu verstärken.

Daß das erstere der Fall sein mußte, ist leicht zu begreifen. Die Reichstagsfraktion war die einzige sozialdemokratische Körperschaft, welche nicht mundtot gemacht war; sie war also die einzige, welche die Geschäfte besorgen konnte; in ihrer Hand ruhte alles, und sie forderte daher ein unbegrenztes Vertrauen. Dazu kam, daß eine prinzipielle Agitation unmöglich war; ihre letzten Ziele zu enthüllen, war der Sozialdemokratie nicht gestattet; und so mußte sie ihre Agitation denn lediglich darauf beschränken, den Arbeitern allgemein zu versichern, daß sie die einzige arbeiterfreundliche Partei sei, daß sie von niemandem sonst etwas zu erwarten hätten, daß die gegenwärtige Gesellschaft schlecht sei, und so fort — eine Agitation, welche naturgemäß keine fanatischen Sozialdemokraten schaffen konnte, welche ihr ganzes Heil von der Revolution allein erwarteten; die Leute, welche auf diese Reden und Artikel hin zur Sozialdemokratie kamen, das waren nur die überhaupt

Mißvergünstigten, die, denen es aus irgend welchen Gründen schlecht ging, und die nun ihr Heil bei der Sozialdemokratie versuchten, weil sie es sonst nirgends fanden. Diese Wirkung des notgedrungenen Verzichtes auf die prinzipielle Agitation wurde ihrerseits nun wieder Ursache eines Possibilismus; diese neuen Anhänger wollten doch irgend etwas haben, sie wollten irgend welche Erfolge sehen, sonst wandten sie sich wieder ab, und zu einer andern Partei, die ihnen mehr bot. So mußte die Fraktion eine neue Art von Thätigkeit im Reichstag entfallen. Nachdem man früher das Parlament nur als Mittel betrachtet hatte, ungestört zu agitieren, „zum Fenster hinaus zu reden,“ suchte man jetzt in ihm Einfluß auf die Gesetzgebung zu gewinnen. Es wurde eine der wichtigsten Aufgaben, möglichst viele Reichstagsitze zu erwerben, es wurde wichtig, neue Stimmen zu gewinnen, gleichviel schließlich, ob es wirkliche Sozialdemokraten waren, die man bekam, wenn sie nur für die Führer stimmten.

Beides wirkte nun zusammen, Possibilismus und Autoritarismus. Die neue Aufgabe der Fraktion verlieh ihr wieder eine neue Autorität; waren sie früher einfache Agitatoren gewesen, die nur im Reichstag saßen und von der sicheren Reichstagstribüne herab agitierten, so wurden sie jetzt „Staatsmänner und Diplomaten;“ und die Partei wurde diplomatisch und staatsmännisch geleitet. Die neue Autorität verstärkte aber wiederum die possibilistischen Neigungen, sie entfremdete Führer und Massen und ließ die Führer mehr als zu den übrigen parlamentarischen Parteimännern zugehörig erscheinen, als zu den Arbeitern.

Diese Art der Taktik ist es, um welche sich jetzt der Streit dreht. Die jüngeren Intelligenzen der Sozialdemokratie, welche noch nicht diplomatisch geworden sind, und viele Arbeiter Berlins sind gegen diese Taktik aufgetreten. Da die Fraktion eine fast unbegrenzte Autorität in den Händen hat, so wird sie die Rebellion sicher unterdrücken; ob dieser Sieg aber dauern wird, erscheint doch sehr zweifelhaft.

Es kommt hier noch eine weitere Frage in Betracht, welche von großer Wichtigkeit für die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie sein wird. Bis jetzt sind es hauptsächlich die gelehrten Arbeiter und kleinbürgerliche Elemente, welche in der Organisation und Leitung hervorgetreten sind; der ungelernete Arbeiter, der eigentliche Proletarier, in dem überhaupt allein die blutige Revolution steckt, ist bis jetzt glücklicherweise sehr zurückgetreten. In gewissem Sinne könnte man sagen, daß die deutsche Sozialdemokratie bis jetzt eine Ähnlichkeit mit den Trades Unions aufweist — soweit eben von derartigen Ähnlichkeiten die Rede sein kann; die englische Arbeiterbewegung war von Anfang an gewerkschaftlicher, die deutsche von Anfang an mehr politischer Natur. Es kann nun sein, daß der gegenwärtige Kampf um die Taktik endlich doch noch zu Gunsten der radikalen Partei endigt; in diesem Falle würden eben die possibilistischen Umwandlungen der Partei wieder vorübergehen und wir würden wieder das alte Gesicht erblicken, das die Partei im „Volkstaat“ zeigte; die Möglichkeit liegt aber auch vor, daß sich die Richtungen trennen, daß die Spaltung eintritt; und dann würde die bisherige Sozialdemokratie mit dem Gros der Parteigenossen noch weiter nach rechts gedrängt, während sich links eine neue Partei bildete, die revolutionäre Sozialdemokratie, welche die Vertretung des Proletariats unternehme. Die Taktik dieser neuen Partei würde sich dann nicht viel von der Taktik der alten Marxisten unterscheiden, wo das Hauptgewicht auf die Organisation und Agitation gelegt wird, und wo das erstrebte Ziel die radikale Durchbildung der Arbeiter zur Sozialdemokratie ist. Wahrscheinlich würde dann hauptsächlich die Beteiligung an den Arbeiten des Reichstages aufhören.

Übertreibung des Goethe-Dienstes.

Von

Dr. Heinrich Franke, Weimar.

(Schluß.)

Der Goethe-Dienst wird aber zum richtigen Götzendienste in einem über sechs Seiten langen Aufsätze „Zu Goethes Schlesiischer Reise 1790,“ den kein Geringerer als der erste Professor für deutsche Sprache und Litteratur an der Leipziger Universität, Herr Friedrich Zarnke, verfaßt hat. Ich gestehe, daß ich eine solche Veröffentlichung von seiten eines in so vielen Richtungen ausgezeichneten Gelehrten nicht zu begreifen vermag. Um was es sich handelt, vernehmen wir aus Zarnkes Eingangsworte, wonach sich „auf dem Goethe-Archiv in Weimar noch ein zweites Notizbuch von dieser Reise (das erste befindet sich in der Hirzelschen Sammlung) gefunden hat, das von Goethes Diener Goeze geführt wurde und ein Verzeichnis der Poststationen und der vom Diener ausgelegten Gelder aufnehmen sollte.“ Zarnke hat „die Ergebnisse des neugefundenen Notizbuches festzustellen gesucht“ und hofft, „in nachstehender Darstellung das Richtige getroffen zu haben.“ Und nun erfahren wir zunächst mit größter Genauigkeit, wie das Notizbuch aussieht („60 Bl. 8°, Konzeptpapier, steif broschiert; zwischen Bl. 14 u. 15 ist ein Blatt ausgeschnitten, desgl. zwischen 50 u. 51 eins ausgerissen, so daß, da zwei Blätter an die Deckel angeklebt sind, das Büchlein ursprünglich 64 Bl. enthielt“ u. s. w. u. s. w.). Und dann beginnt die vollständige, „kritisch bearbeitete und erläuterte“ Mitteilung der Reiseaufzeichnungen zwar nicht Goethes, aber doch seines Dieners Goeze:

„26. Juli, Montag: Weimar ab 10 Morgens.

nach Jena, 2 M. (1 Rtlr. 8), an 2 Nachm.,¹ ab 3 Nachm.

nach Gera, 5 M. (3 Rtlr. 8), an $\frac{3}{4}$ 10 Uhr Ab.,² ab $\frac{1}{4}$ 11 Ab.

So geht es seitenlang fort, und namentlich aus den zahlreichen Anmerkungen erfahren wir eine Menge Dinge von größter Wichtigkeit: die Rechnung im Hotel Pologne in Dresden betrug 7 Rtlr. 4 Gr. 6 Pf.; „bei (oder in?) Greifenberg ward der Koffer revidirt und dafür 8 Gr. erlegt, wie auch in Dresden der «Wissentator» bei Hin- wie Rückfahrt je 16 Gr. erhält. Da vor Greifenberg die StraÙe bereits eine Zeitlang durch preussisches Gebiet führte, so mußte das Gepäck plombirt werden, was inkl. Wei 3 Gr. kostete; „am 10. und 12. August wird in den Rechnungen «verzehrt im Rautenfranz» erwähnt — von Goethe oder dem Diener?“ Zu der Notiz, daß die mir zwei Meilen ausmachende Fahrt von Breslau nach Domschau 1 Rtlr. 16 Gr. gelostet habe, bemerkt der gewissenhafte Zarnke: „d. h. inkl. Wagenmeister und Schmiergeld; auch auf der Rückreise zeigt sich (19. Sept.), daß in Breslau für Wagenmeister und Schmiergeld 8 Gr. gezahlt wurden.“ Erfreulicherweise wird uns zur Befriedigung unserer gerechten Wißbegierde mitgeteilt, daß in Frankenstein für 3 Rtlr. 8 Gr., in Reichenstein für 5 Rtlr. 10 Gr. verzehrt wurde, auch untersucht, wie es kommt, daß der Diener statt Reichenstein fälschlich „Reisenstein“ schreibt und hierfür das andere in der Hirzelschen Bibliothek befindliche Notizbuch verglichen, sowie die thüringische Heimatsangehörigkeit des biedern Goeze zur Erklärung herangezogen. Die philologische Textkritik und Quellenforschung erstreckt sich also bereits auf die handschriftlichen Aufzeichnungen klassischer Diener, das nächste Philologengeschlecht wird hoffentlich den weiteren Schritt thun und mit echt deutscher Gründlichkeit auch alles Schriftliche, was die sämtlichen Angehörigen der Diensthöfen, Ammen u. s. w. aller mehr oder weniger hervorragenden Schriftsteller von sich

¹ 4 Stunden unterwegs? Die Abgangszeit ist mit Tinte eingetragen, also vor dem wirklichen Beginn der Reise. Vielleicht war zu dieser Zeit die Post bestellt, und die Abfahrt verzögerte sich. In Kötschau ward angekehrt.

² In Weissenborn ward angehalten.“

gegeben haben, in den Bereich ihrer hermeneutischen Tätigkeit ziehen, um dabei die altbewährte „Akrilie“ zu bewahren. Zu thun bekommen diese Geistesarbeiter des zwanzigsten Jahrhunderts ohnehin genug!

Denn Zarnde bemerkt: „In breiter Ausführung einen Grund für einzelne Annahmen anzugeben, hielt ich für allzu umständlich. Es muß, wenn es für wichtig genug gehalten wird, (wer könnte daran zweifeln? S. Fr.) lieber einmal ein anderer sich von neuem der Untersuchung unterziehen.“ In selbstlosester Weise wird hier also geistvollen jungen Forschern ein weites Feld für eindringende Arbeit eröffnet. Dem bereits sehr schmerzlich empfundenen Mangel an passenden Stoffen für Doktorarbeiten ist mit einem Schläge abgeholfen. Ich möchte empfehlen, nach dem Grundsatze der Arbeitsteilung vorzugehen: der eine behandelt den Aufenthalt in Wünschelburg, der andere den in Untermerfeldsdorf, und so nimmt sich jeder seine Station. Besonders schwierige und deshalb für strebame Leute anziehende Strecken, wie z. B. Zordansmühle—Domslau, wo Zarnde mit Recht das eingetragene Postgeld von 3 Mktr. zu hoch findet und fruchtbare Fingerzeige zur Überwindung der Schwierigkeit giebt, werden unter die Kandidaten, welche die besten Zeugnisse aufweisen, verlost. Natürlich wird sich der Scharfsinn der Gelehrten vor allem darauf richten müssen, nicht nur festzustellen, für wieviel, sondern auch — das ist im Grunde noch wichtiger! — was „verzehrt“ worden ist, wie die Goethesche und Goetzische Verdauung war, wie die zu den beiden in „Beziehung“ getretenen Wirte und Postkutscher hießen, wann sie geboren und gestorben sind u. s. w. Ist so durch eine Reihe tüchtiger Spezialarbeiten das Material erst nach allen Seiten durchgearbeitet, dann werden wir zweifellos bald einige umfassende Werke über Goethes schleißische Reize erhalten. All die schwierigen und bedeutsamen Fragen, die Zarnde noch offen gelassen, werden uns aufgehellt werden. Endlich wird die Wissenschaft zur Klarheit darüber gelangen, wer eigentlich im „Kautenfranz“ „verzehrt“ hat: Goethe oder Goetz? Das heute noch dunkle Problem, ob die Kofferrevision in oder nur bei Greifenberg stattgefunden hat, wird seine jedenfalls wegen ihrer genialen Einfachheit überraschende Lösung finden. Die verwickelten Verhältnisse mit den Wagenmeistern und mit dem Schmiergeld werden bis ins einzelste hinein mit allen Hilfsmitteln der „historischen Kritik“ beleuchtet und nach großen Gesichtspunkten geordnet werden. Auch wird man dann wissen, was selbst Zarnde (er deutet es durch ein betrübtes Fragezeichen an!) noch nicht weiß: ob Goethe in Schmiedeberg um 5 oder erst 5 1/2 Uhr abgefahren ist, und ob er in Glas eine Stunde oder fünf Viertelstunden sich aufgehalten hat . . .

Die Sache ist in Wahrheit sehr ernst. Wenn selbst so hervorragende Männer wie Zarnde in derartigen Nichtigkeiten mit Behagen herumplätschern, dann befindet sich unsere Litteraturforschung vor der Gefahr einer jämmerlichen Verfallung. „Die Wissenschaft muß umkehren“ und, um nicht völlig in den Sumpf zu geraten, schleunigst wieder in ein gesundes, lebendiges Fahrwasser zu gelangen suchen. Erinnert Euch doch nur des Goetheschen Wortes:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an idealem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen strebt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

Leo Tolstoj's „Nachwort zur Kreuzersonate.“

Von

H. Löwenfeld.

Ein Werk des großen russischen Dichters ist in Deutschland mit solchem Eifer gelesen und mit so glühender Leidenschaft in Für und Wider besprochen worden, wie die Kreuzersonate. Die dichterischen Meisterwerke Leo Tolstoj's

„Anna Karenina“, „Krieg und Frieden“ und das an Umfang bedeutend kleinere, in künstlerischer Hinsicht vielleicht vollendetste Werk „Familienglück“ sind bei weitem nicht so bekannt und gelesen wie die Tendenzschrift über die Ehe, die nur zufällig die Form einer Erzählung angenommen hat — vielleicht nur darum, weil der Dichter hoffte, der russischen Censur leichter zu entgehen, wenn er seine Reformgedanken wider die kirchliche Ehe novellistisch einleidete. Aus dem poetischen Werte des Werkes läßt sich die große Teilnahme, welche die „Kreuzersonate“ bei uns und überall erregt, nicht erklären; der Stoff ist es, das Eheproblem, das unter den Fragen der Zeit obenan steht. Auch die nordische Tendenzdichtung hat sich diesem Problem zugewandt, Ibsen in seiner kritisch-negativen Weise, Björnson mit der positiven Forderung der Keuschheit des Mannes. Leo Tolstoj sucht die Lösung da, wo für ihn die Lösung aller Lebensprobleme liegt, im Evangelium. Nur von diesem Standpunkt aus konnte man den Dichter verstehen; blieb auch dann noch manches unklar, so lag die Schuld nicht auf der Seite des uneingeweihten Lesers.

Es muß viele ernste Leser der „Kreuzersonate“ gegeben haben, denen der Grundgedanke des Werkes nicht deutlich geworden war. Denn der Dichter erhielt von vielen, ihm gänzlich unbekanntem Personen Anfragen und Bitten um Aufklärung, und mit der Bereitwilligkeit eines Mannes, der für seine Anschauungen stets Anhänger zu werben bereit ist, giebt Tolstoj in den „Nachwort“* betitelten Erläuterungen zur Kreuzersonate ausführlich seine Ansichten über die Ehe kund.

Tolstoj spricht auch hier wie fast immer zu russischen Lesern, d. h. zu solchen, die alle seine Werke kennen, besonders aber die Erzeugnisse des letzten Jahrzehnts. Dem deutschen Leser muß erst der Faden in die Hand gegeben werden, der ihn durch die Gänge dieses Gedankenbaues leitet. Tolstoj's Weltanschauung ist eine durchaus geschlossene. Sie umfaßt die sittlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Fragen der Zeit und löst sie alle von einem Punkte aus. Dieser Ausgangspunkt ist das Evangelium. Nach einem Leben ohne Gott hat Tolstoj eine kurze Periode strengster kirchlicher Frömmigkeit durchgemacht mit allen Andachtsübungen und Ceremonieen, welche die orthodoxe Kirche ihren Bekennern auferlegt. Äußere Umstände und innerliche Erlebnisse haben dann in dem nie rastenden Geiste von neuem Zweifel geweckt, und das Resultat einer unermüdlichen Forscherarbeit war etwa dieses: Die Welt war einmal im Besitze eines Gesetzes, das ihr Glück und Sittlichkeit im höchsten Grade verhieß. Dieses Gesetz ist die Lehre Christi. Eine achtzehnhundertjährige Entwicklung, die wir als eine fortschrittliche zu bezeichnen pflegen, hat dieses Gesetz teils absichtslos, teils mit eigennütigen Absichten verstimmt. Eine geldgierige und herrschsüchtige Priesterchaft hat aus vorgezeichneten Idealen äußere Vorschriften und Lebensregeln gemacht, welche den Weg zu Glück und Sittlichkeit verlegen und so die Welt von dem hohen, erhabenen Standpunkte Christi immer mehr entfernen. Wir müssen also zurück zu den Worten des Evangeliums.

Christus kennt — nach Tolstoj — keine bestimmte Form der Ehe; er stellt als sittliche Forderung die Verbindung eines Mannes mit einem Weibe auf und hält die Nicht-Ehe für das erstrebenswerte Höhere.

In diesem Sinne behandelt Tolstoj die Ehefrage. Das Ideal ist die Nicht-Ehe. Wollte man darauf antworten, die Nicht-Ehe führe zur Selbstvernichtung des Menschengeschlechtes, so erwidert der Dichter: Das Ideal ist eben nur Ideal. Wir erreichen es nie, wir dürfen aber nie aufhören, ihm nachzustreben. „Darin liegt eben das Übel, daß, sobald man sich gestattet hat, das Ideal zu der eigenen Schwäche herunterzusetzen, die Grenze nicht mehr zu finden ist, bei der man Halt zu machen hat. Dieser Gedankengang ist von Anfang an eben ein falscher. Falsch vor allem ist es, daß das Ideal unend-

* Leo N. Tolstoj, Nachwort zur Kreuzersonate, nach der einzig anerkannten Redaktion aus der Handschrift übertragen von H. Löwenfeld. Berlin, Trautwein'sche Buchhandlung.

licher Vollkommenheit nicht die Anleitung fürs Leben sein könnte, und daß man, wenn man seinen Blick darauf gerichtet hält, mit der Achsel zucken müßte und sagen: ich brauche es nicht, ich erreiche es doch nie, oder daß man das Ideal zu der Stufe herabdrücken müßte, auf welcher es meiner Schwachheit zu stehen beliebt. So folgern, — führt der Dichter weiter in einem wundervollen Vergleiche aus — hieße, dasselbe thun, wie wenn der Schiffer sich sagte: Da ich nicht in der Linie fahren kann, die der Kompaß anzeigt, will ich den Kompaß herauswerfen oder nicht mehr auf ihn achten, d. h. ich will das Ideal von mir werfen oder den Zeiger an diejenige Stelle befestigen, welche im gegebenen Augenblick dem Laufe meines Rahmes entsprechen wird, d. h. ich will das Ideal zu meiner Schwachheit heruntersetzen.“

Nicht also als das thatächlich Anzustrebende lehrt Tolstoj die Nicht-Ehe, sondern als das unerreichbare Ideal, das uns unverwandt vor Augen stehen soll. Folgen wir dieser Leitung, so wird unser Leben (meint er) von der Enthaltensamkeit beherrscht sein, und diese wiederum ist die Grundlage körperlicher und geistiger Gesundheit.

Das „Nachwort“ ist in der unten angezeigten Ausgabe nach der letzten Redaktion des Dichters übertragen. Tolstoj's Werke der jüngeren Periode dürfen bekanntlich in Rußland nicht gedruckt werden. Sie wandern in Abschriften, in lithographierten Vervielfältigungen von Hand zu Hand und werden immer von neuem abgeschrieben und vervielfältigt, und das geschieht häufig nach Originalen, welche der Dichter nicht als den letzten Ausdruck seiner Gedanken anerkennt. Denn Tolstoj seilt sorgfältig an allem, was er schreibt, und nur die vollkommene Gleichgültigkeit gegen Lob und Tadel und seine Anschauung vom Eigentum verhindern ihn, gegen den Mißbrauch, der mit seinen Werken getrieben wird, Einspruch zu erheben. So kommt es, daß auch deutsche und französische Übersetzungen nach solchen unvollkommenen Vorlagen hergestellt werden. Tolstoj, der nie gegen irgendwelche Verwertung seiner Werke Einspruch erhebt, hat sich über diesen Umstand bitter beklagt. Ich hatte die Ehre, im August sein Gast zu sein, und wir sprachen viel über die zahlreichen Übertragungen seiner Werke. Er selbst liest sie höchst selten, obwohl er das Deutsche, Französische und Englische vollkommen beherrscht. Aber seine Familie und seine näheren Bekannten, die alle fleißig mithelfen, wenn es gilt, von den Werken ihres Oberhauptes genaue Abschriften herzustellen, prüfen auch die ihnen zugänglichen Übersetzungen, und von ihnen hat Leo Nikolajewitsch Tolstoj erfahren, daß auch im Auslande schlechte Redaktionen seiner Werke verbreitet sind. Und darüber führt er bittere Klage. Denn mehr als andere muß der Schriftsteller Wert darauf legen, daß seine Gedanken in der richtigsten Form weiter getragen werden, der als sittlicher Reformator wirken will, und der mit allen seinen Ansichten so sehr von dem Hergebrachten abweicht wie Leo Tolstoj.

Wechselstrom oder Gleichstrom?

Die Kardinalfrage der Elektrizitätswerke.

von

W. Berdrow, Ingenieur.

Es in Jahrzehnt erst ist vergangen, seit die erste Edison'sche Centralstation in New-York den Beweis führte, daß die Elektrizität mehr bedeute als eine bloße Experimentalwissenschaft, und seit die Elektrotechnik aus der Mechanikerwerkstätte in die Maschinenfabrik überfiedelte. Heute möchte man fast glauben, das, was vor einem Decennium, ja, was dem Publikum in Deutschland vor der Hälfte dieser Zeit noch so überwältigend neu und großartig schien, sei schon wieder alt und überlebt; denn um jedes neue Elektrizitätswerk, das

zu errichten man beschließt, tobt vorher der Kampf zwischen Gleichstrom und Wechselstrom, und mehr und mehr Autoritäten neigen der Ansicht zu: Das System des Gleichstroms, wie es in den ersten und bisher weitaus in den meisten Elektrizitätswerken angewandt ist, ist nicht berufen, die Aufgaben zu erfüllen, die der elektrischen Centrale zufallen; wir müssen zu etwas anderem greifen und zwar zum Wechselstrom. — Vor wenigen Jahren erst tauchte die Idee des Wechselstrombetriebs in praktisch brauchbarer Gestalt auf, einige ausgezeichnete Köpfe vervollkommneten sie überraschend schnell, und bald loderte ein erbitterter Streit zwischen den Anhängern der beiden Systeme auf. In Amerika war es Westinghouse, der den Kampf gegen das alte Edison'sche Prinzip des Gleichstroms mit niedriger Spannung aufnahm, einen Kampf, der heute schon nahezu beendet zu sein scheint — mit einer völligen Niederlage des berühmten Altmeisters der Elektrotechnik; denn in New-York befindet sich fast die ganze öffentliche und Privatbeleuchtung, soweit sie durch Elektrizität besorgt wird — 5000 Bogenlampen und 52000 Glühlampen — in Westinghouse's Händen. Ebenso oder ähnlich verhält es sich in vielen andern Städten Nordamerikas. In England, wo Ferranti in genialer Weise die Wechselstromtechnik förderte, liegt die Sache wohl fast ebenso, wenigstens bedeutet die Riesenanlage zu Deptford, die jetzt schon etwa eine Viertelmillion Glühlampen in London speist, einen der größten Triumphe dieses Systems. Auf unserem Kontinent wirkt für dasselbe vor allem die Firma Ganz u. Komp. in Budapest, doch halten hier die alten großen Firmen, Siemens u. Halske, Schuckert, die Allg. Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin und andere, dem neuen System noch ziemlich die Waage. Indessen ist es schwer abzusehen, wie sich dieses Verhältnis in Zukunft gestalten wird; für beide Systeme spricht viel, beide haben aber auch noch ihre Fehler.

Was ist denn nun eigentlich Gleich- und Wechselstrom? Der Unterschied ist leicht erklärt. Stellen wir uns den elektrischen Strom als ein Fluidum vor, das, von den Dynamomaschinen der Centralstation ausgehend, die Leitung mit den angeschlossenen Lampen durchfließt und dann durch die Rückleitung wieder zur Maschine gelangt, also einen vollständigen Kreislauf beschreibt, auf dessen ganzem Verlauf fortwährend Lampen eingeschaltet sind und der an einer Stelle, eben in den Dynamos der Centrale, fortwährend zu neuer Energie angeregt wird. Nun giebt es Maschinen, die den erzeugten Strom permanent in der gleichen Richtung durch die Leitung senden, so daß derselbe in diesem Falle wirklich einem Körper gleicht, der eine ihm angewiesene Bahn fortwährend in derselben Richtung durchreißt. Das sind die Gleichstromdynamos, und diese Art der Elektrizitätserregung und Verteilung ist die erste und bei uns bisher die verbreitetste.

Anders die Wechselstromdynamos; sie senden den Strom in fortwährendem Wechsel jetzt in dieser, jetzt in jener Richtung durch die Leitung, und zwar geht dieser Wechsel äußerst schnell vor sich, bis zu einhundertunddreißigmal in jeder Sekunde. Die Vorstellung dieses rapiden Stromwechsels ist nicht ohne Schwierigkeit, weil er sich mit keiner mechanischen Bewegung irgendwie vergleichen läßt. Man muß eben an die ungeheure Geschwindigkeit denken, mit welcher die Elektrizität einen Leiter durchfließt (60000 Meilen in der Sekunde), und mit der verglichen die angeführte Zahl des Stromwechsels immerhin noch unbedeutend ist. Betreffs der Wirkung in einer elektrischen Lampe ist es offenbar gleichgültig, ob der Strom in gleichbleibender oder wechselnder Richtung hindurchgeführt wird; denn die erzeugte Wärme ist in beiden Fällen dieselbe.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Methode des Gleichstroms die einfachste und natürlichste ist; sie wurde deshalb auch bei den ersten und Jahre hindurch bei allen folgenden Elektrizitätswerken angewandt, ohne zu Klagen Veranlassung zu geben, solange man es bei verhältnismäßig kleinen Anlagen belieh. Doch das änderte sich mit der Zeit; die Ansprüche an die Beleuchtung wurden gesteigert, und während man anfangs

die Centralen stets inmitten der belebtesten Geschäftsgegend großer Städte anlegte und nur einen Umkreis von einigen hundert bis höchstens tausend Meter mit Licht versorgte, wurde bald die neue glänzende Beleuchtung auch in entfernteren Stadtvierteln verlangt, und die Leitungen mußten weiter und weiter verzweigt werden. Mit der Ausdehnung derselben aber hat es seine Schwierigkeiten. Der Leiter eines elektrischen Stromes, in der Regel ein Kupferdraht oder ein Kupferseil, muß stets eine gewisse Stärke haben, um dem Durchgang des Stromes nicht allzuviel Widerstand entgegenzusetzen; ist er gar zu dünn, so erwärmt er sich beträchtlich und kann sogar schmelzen, wodurch dann der ganze Betrieb der Beleuchtung unterbrochen wäre. Bei den gewaltigen Strommengen nun, welche nötig sind, um ganze Stadtteile mit Licht zu versorgen, nehmen auch die Leitungen sehr große Dimensionen an und bilden somit bei dem hohen Preise des Kupfers stets einen sehr beträchtlichen Posten im Anlagekapital, der mitunter sogar die Rentabilität des ganzen Unternehmens in Frage stellt. Dieses Verhältnis gestaltet sich mit zunehmender Länge der Leitungen immer ungünstiger, — besonders, wenn in den entfernteren Gegenden nur wenige Abnehmer für das elektrische Licht vorhanden sind, — und setzt der Ausdehnung des Beleuchtungsgebietes einer Gleichstromanlage eine Grenze, die in der Regel schon bei fünfhundert bis sechshundert Meter Radius von der Centrale aus erreicht ist. Hier galt es nun Abhilfe schaffen, und man half sich denn auch. Das einfachste Mittel, die Stärke und damit die Kosten der Leitung herabzusetzen, ist die Erhöhung der Spannung des elektrischen Stromes; denn erhöht man diese um das Doppelte, so kann man zugleich die Strommenge um dasselbe Maß herabsetzen, und lediglich nach der Strommenge richtet sich die Stärke der Leitung. Von diesem Umstande machte man denn auch, besonders in Amerika, wo man die Anlagekosten noch weit mehr scheut als bei uns, den ausgedehnten Gebrauch. Von der anfangs üblichen, hundert bis hundertundzwanzig Volt betragenden Spannung stieg man bald auf tausend, zwölfhundert, in einzelnen Fällen sogar auf zweitausend Volt, und erzielte auf diese Weise die ungeheure Menge von Elektrizitätswerken, welche in Amerika bestehen und trotz einer oft recht kleinen Zahl von Konsumenten lebensfähig scheinen. Thatsächlich übersteigt in den Vereinigten Staaten die Zahl der elektrischen Centralen die der Gasanstalten um mehrere hundert und ist noch immer in rapidem Zunehmen begriffen. Man rechnet ihrer jetzt etwa tausend mit einem angelegten Kapital von mindestens hundert Millionen Mark. Dagegen ist allerdings Europa noch weit zurück. — Indessen leidet dieses System der elektrischen Stromverteilung an zwei Fehlern. Erstens kann man mit so hochgespannten Strömen keine Glühlampen speisen und dann sind dieselben auch, solange nicht ausgezeichnete Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, in hohem Maße lebensgefährlich. Dem letzteren Umstand ist in Amerika schon eine große Anzahl von Menschen, hauptsächlich an den Leitungen beschäftigter Arbeiter, zum Opfer gefallen, und die Häufigkeit solcher Unfälle hat bekanntlich dahin geführt, daß im letzten Winter in New-York die oberirdischen Leitungen zwangsweise entfernt wurden, wodurch ein großer Teil der Straßenbeleuchtung außer Betrieb gesetzt wurde. Von sieben- bis achttausend Bogenlampen brennen jetzt nur noch etwa achthundert, und bis eine notdürftige Gasbeleuchtung hergestellt war, lag ein großer Teil der Stadt abends in bedauerlicher Finsternis. — Schwerviegender aber noch, als dieser Uebelstand, der sich durch sorgfältige Isolierung der Leitungen wohl vermeiden läßt, ist die Unmöglichkeit des Glühlampenbetriebes durch hochgespannten Strom. Wohl lassen sich in gewisser Weise, nämlich durch Verbindung mehrerer Lampen, auch Glühlampen mit hoher Spannung speisen, doch die Unabhängigkeit der einzelnen Lampen voneinander ist nicht zu erreichen, und dieser Umstand macht in vielen Fällen die praktische Bedeutung des Elektrizitätswerkes illusorisch. So beschränkten sich denn diese Anlagen auf die Beleuchtung von Läden, Sälen, Fabrikräumen, Straßen und Plätzen durch Bogen-

lampen und machten in der That dem Gaslicht erfolgreich Konkurrenz. Wo Glühlampenbeleuchtung in Geschäfts- und Wohnräumen verlangt wurde, half man sich durch die Anlage von Blockstationen, d. h. kleiner, nur für einen Häuserblock berechneten und mit Strom von niedriger Spannung arbeitenden Elektrizitätswerken. Solcher Blockstationen besaßen noch heute in Berlin mehrere, so in der Neuen Friedrichstraße, in der Beuthstraße, Passage, und auch die jetzt der Aktien-Gesellschaft „Berliner Elektrizitätswerke“ gehörige Station in der Friedrichstraße war ursprünglich nur für den Häuserblock bestimmt, den die Straßen Unter den Linden, Friedrich-, Behren- und Charlottenstraße einschließen. Indessen machte sich nach und nach das Bedürfnis nach großen Centralen geltend, die überallhin Bogen- und Glühlicht zu billigem Preise liefern könnten, und besonders drängte zur Errichtung solcher Anstalten die Erwägung, daß es nur in großem Maßstabe gelingen könne, die Kosten des elektrischen Lichtes zu verringern. Aus diesem Bedürfnis heraus entstanden die großen Berliner Centralen, welche mit niedriggespanntem Gleichstrom arbeiten und daher Bogen- und Glühlicht liefern; man scheute vor den hohen Kosten der Leitungen nicht zurück und setzte in der Hoffnung, daß sich die wirtschaftlichen Verhältnisse des Unternehmens bei vermehrter Einführung des elektrischen Lichtes erheblich bessern würden, den Preis des Stromes so niedrig an, daß es zwar an Absatz nicht fehlte, daß aber in den ersten Jahren an eine Verzinsung des aufgewandten Kapitals, wie man sie erhofft hatte, nicht zu denken war. Auch heute arbeiten die Berliner Elektrizitätswerke unter wenig günstigen Verhältnissen und wenn sie trotzdem finanziell leidlich gute Resultate ergeben, so schreiben sich diese wohl mehr von der Ausführung der Hausleitungen, welche auf Kosten der Konsumenten von der Gesellschaft geschieht, als aus der Stromlieferung her.

Doch ist das Problem der Stromverteilung durch die Berliner Centralen noch lange nicht gelöst. Die erste Erzeugungsanstalt, die am Gendarmenmarkt erbaut wurde, beleuchtete nur einen Rahon von etwa vierhundert Meter Radius. Jetzt haben wir bereits vier Stationen mit acht- bis zehntausend Pferdekraften und immer noch umfaßt das Beleuchtungsgebiet derselben nur einen Teil der inneren Stadt; in dem weitans größten Teil Berlins, in den vom Centrum entfernteren Stadtteilen oder gar in den Vorstädten oder Vororten ist von einer elektrischen Beleuchtung, wenigstens soweit dabei die Centralstationen in Frage kommen, noch nicht die Rede. Und doch ist die Beleuchtung eines größeren Gebietes von einer Stelle aus ein unbedingtes Erfordernis, wenn man daran denkt, mit der Elektrizität wirtschaftlich günstigere Erfolge zu erzielen. Die Stromerzeugung in mehreren kleineren Anstalten erhöht die Zahl der Aufsichts- und Bediensteten, verteuert die Kohlenzufuhr, macht die Leitung und den Betrieb kompliziert und schwierig, kurz, gestaltet das ganze Unternehmen ungünstig. Dazu kommt noch, daß diese Teilstationen sämtlich im Innern der Stadt, ja in den verkehrsreichsten Gegenden liegen müssen; denn hier ist ja das Lichtbedürfnis stets am größten. An eben diesen Stellen muß aber auch der Boden am teuersten erworben werden und das bildet ein weiteres hemmendes Moment für das Emporkommen derartiger Elektrizitätswerke.

Alle diese Uebelstände zu beseitigen, bemühen sich nun seit einigen Jahren die Anhänger des Wechselstroms und zwar gab den Anlaß zu diesen Bestrebungen eine Eigenschaft desselben, die dem Gleichstrom abgeht und die in der That berufen schien, eine gründliche Umwälzung in der Elektrotechnik zu schaffen. Man kam nämlich auf den Gedanken, in der Centrale Ströme von hoher Spannung zu erzeugen, um so möglichst dünne Leitungen anwenden zu können; an denjenigen Verbrauchsstellen aber, an denen Glühlampen zu speisen sind, für welche diese hohe Spannung untauglich ist, den ursprünglichen, sogenannten Primärstrom in einen Sekundärstrom niedriger Spannung zu verwandeln und

diesen dann in die Glühlampen einzuführen. Hierzu aber bedurfte man des Wechselstroms; denn nur dieser läßt sich auf rationelle Weise von hoher auf niedrige Spannung bringen und zwar mittels der sogenannten Transformatoren, sehr einfacher, den bekannten Induktionsapparaten ähnlicher Vorrichtungen. So war ein wesentlicher Mangel des früheren Systems beseitigt, und man glaubte sich dem Ideal der elektrischen Stromverteilung nahe. Die hohe Spannung der nun gebrauchten Wechselströme, in der Regel zweitausend Volt anstatt der früheren von hundert bis hundertundzwanzig, gestattet dünne und billige Leitungsdrähte anzuwenden, welche sich ohne große Kapitalsanlage und ohne wesentliche Stromverluste fast beliebig weit ausdehnen lassen. Hat man eine Reihe von Bogenlichtern hintereinander, etwa für Straßenbeleuchtung zu speisen, so ist der Primärstrom ohne weiteres zu verwenden; handelt es sich aber um einzelne Bogenlampen oder um Glühlampen, so schaltet man einfach einen Transformator ein, der während des Betriebes durchaus keiner Beaufsichtigung bedarf, sich allenthalben, etwa im Keller des betreffenden Gebäudes oder sogar direkt neben der Leitung in einem Hohlraum unter dem Pflaster anbringen läßt und je nach seiner Größe einzelne Häuser oder einen ganzen Gebäudekomplex mit dem niedrig gespannten Sekundärstrom versorgt. Nun konnte man das Elektrizitätswerk außerhalb der Stadt an der Bahn oder einem Wasserwege anlegen, sich so eine wohlfeile Kohlenzufuhr sichern und zugleich den Grund und Boden auf die denkbar billigste Weise erwerben. Die Gefahren der hohen Spannung in den Hauptleitungen beseitigte man durch die Erfindung neuer, sehr gut isolierter Kabel, unter denen die vorzüglichsten die sogenannten konzentrischen Doppellabel sind, und so schienen alle Schwierigkeiten überwunden. In der That ist denn auch eine ganze Reihe bemerkenswerter Elektrizitätswerke nach diesem System erbaut worden, von denen das schon erwähnte zu Deptford das bedeutendste ist. Es ist das größte aller bisher angelegten Werke und dient zur Beleuchtung eines großen Teils von London; die Anlage geschah in Deptford, weil hier die Verhältnisse der Kohlenzufuhr sehr günstig sind und weil ein sehr großes Terrain äußerst billig zur Verfügung stand. Hier werden nun ungeheure Mengen elektrischer Energie von nicht weniger als zehntausend Volt, also fast dem hundertfachen der in Berlin üblichen Spannung, erzeugt, woraus natürlich eine großartige Ersparnis an Leitungsmaterial resultiert. Die in Deptford erzeugten Ströme werden zunächst mittels einiger eigenartig konstruierter Kabel nach London geleitet und hier in mehreren Transformatoren-Stationen auf zweitausend Volt reduziert. Von diesen Stationen aus, die an Raum und Bedienung nur das Geringste bedürfen, verzweigen sich die Straßenleitungen; vor dem Eintritt in die Gebäude passiert der Strom noch einen zweiten Transformator. Der Betrieb des ganzen Werkes soll ein sehr einfacher und die Resultate sollen recht befriedigende sein. — Ein nicht zu unterschätzender Vorteil ist es auch, daß auf diese Weise die Erzeugungsanstalten mit ihren Dampfkesseln und dem damit verbundenen Rauch und Ruß aus den Großstädten fernbleiben; denn daß der Qualm und Rauch trotz der besten Heizungsanlagen und der teuersten Kohlenforten nicht ganz zu beseitigen sind, zeigen unsere Berliner Centralen.

(Fortsetzung folgt.)

Die hydraulische Gleitbahn.

Von

Leo Silberstein.

(Schluß.)

Mit der Zug in seinem gewöhnlichen Laufe, dann genügen fünf Sekunden, ihn zum Stillstand zu bringen. Wenn im wallenden Nebel oder in finsterner Gewitternacht ein anderer Zug gegen ihn heranzürmt und das spärende Auge des

Führers die drohende Gefahr erst im letzten Augenblick zu erkennen vermag; — eben hat die rötliche Flamme einer Tenderlaterne vor ihm aufgeleuchtet, nur die kurze Distanz von zweihundert Schritten trennt sie. Zwei Lokomotiven wären unrettbar aufeinander geprallt. Hier aber ist es noch Zeit, dem Zusammenstoß zu entgehen. Ein instinktiver Griff nach dem Hahn, das Wasser in die Gleit-Schuhe leitet, und der tolle Flug der Waggons ist plötzlich wie gelähmt. Sobald die Schuhe kein Wasser mehr unter sich fühlen, sondern auf dem nackten Eisen der Schienen gleiten, vertausendfacht sich die früher so geringe Reibung, aus einem halben Kilogramm Reibungswiderstand pro Tonne Last werden fünfhundertzwanzig Kilogramm. Widerwillig und mühsam läßt sich der Zug noch mitschleppen vom letzten ersterbenden Rest der lebendigen Flugkraft. Wenige Sekunden banger Erwartung, dann bleiben die Fahrzeuge stehen; ein Tender hart vor dem andern — sie sind gerettet! Hier ist keine der komplizierten Bremsvorrichtungen nötig mit ihren langen Röhren, Kesseln, Stangen und Klößen. Kein Bremsfer dreht im Schweiß seines Angesichts an der knarrenden Spindel. Einige Handbewegungen genügen.

Die hydraulische Gleitbahn geht augenscheinlich einer Zukunft entgegen, wenn ihr auch heute noch Mängel anhaften, die einem raschen Ansehtreten größerer Gleitbahnanlagen hinderlich sind. Vor allem die hohen Kosten für den Schienenunterbau und die Röhrenleitungen, sodann der winterliche Frost, der alles zu vereisen droht, und endlich einer der wichtigsten Punkte, der enorme Presswasserbedarf der Schuhe, welcher auf dem Tender mitgeführt und von Station zu Station oder noch früher erneut werden mußte. Nichtsdestoweniger ist man bereits der Meinung, daß dieses System von Girard und Barre für Strecken mit starker Steigung und scharfen Krümmungen, für Drahtseilbahnen, besonders aber für Stadtbahnen ausichtsreich ist, zumal in letzteren Falle, wo die genannten Vorzüge, die Abwesenheit von Lärm und Rauch, das beliebige Ablassen und das rasche Anhalten der Züge dem Verkehr die weitesten Vorteile bieten. Es hat denn auch, nachdem die Pariser Versuchsstrecke auf der Esplanade des Invalides in ihrem bescheidenen Maßstabe sich bewährt hat, die Londoner Straßenbahn-Gesellschaft dem Konstrukteur Barre eines ihrer Grundstücke in einer Länge von $2\frac{1}{2}$ Kilometer zur Verfügung gestellt, damit er an einem größeren Versuch alle praktischen Vorzüge seiner Erfindung entwickle.

So erscheint die Sache auf den ersten Blick. Allein bei näherem Zusehen löst sich ein gutes Teil Wohlgefallen in eitel Dunst auf. Der hydraulische Antrieb ist dem elektrischen durchaus nicht gewachsen. Dieses Niesenfind wird ihn in der Wiege erdrücken. Die vielen Wasserspeicher mit ihren langen Rohrleitungen und dann die Beschaffung der großen Wassermengen sind viel zu kostbar, um den Kampf auszuhalten zu können mit dem galvanischen Strom, welcher nur einen Draht benötigt, um überall hingeführt und in Betriebskraft umgewandelt zu werden. Dann ist auch die Kompliziertheit und Unverständlichkeit des ganzen Unterbaus nicht geeignet Vertrauen zu erwecken. Betrachtet man aber die Idee der Gleitbahn an und für sich, so muß man gestehen, daß hier die Lösung eines sehr interessanten Problems vorliegt. Bisher hatte man in der Praxis geglaubt, daß die rollende Reibung von Nadeln die geringste ist, die sich für Fahrzeuge auf langen Strecken würde erzielen lassen. Nun kommen Girard und Barre und zeigen, daß man durch geeignete Vorrichtungen die gleitende Reibung von Eisen auf Eisen, welche verhältnismäßig enorm ist, auf ein Minimum reduzieren kann. Diese Idee der Wasser-Gleitbahn wird nicht sang- und klanglos untergehen, sie wird jedenfalls ihre Früchte zeitigen. Es wäre schade, ja es wäre undenkbar, daß die vierzigjährige angestrengte Thätigkeit zweier Männer der Vergessenheit und der Nutzlosigkeit anheimfiele. Zwar die Natur wie die Menschheit setzen einen riesigen Aufwand von kostbarer Zeit und Kräften an scheinbar nutzlose Versuche. Die Erfolge langen Ringens sind oft Enttäuschung und Entmutigung. Augenscheinlich ist alles im Weltall auf

den Überschuß, das Verschleudern, auf eine Ewigkeit von Zeit und eine Unendlichkeit von Kräften eingerichtet. So werden eine Menge von Pflanzen, Tieren und Menschen erzeugt, die im vorhinein dem frühen Welken und Verkümmern, dem Krüppeltum bestimmt sind. Und so geht es auch mit vielen mühsamen Ideen und Erfindungen, die totgeboren sind, trotz der verzweifelten Anstrengungen ihrer Urheber. Aber wenn man genauer hinsieht, dient oft das eine als Vorstufe des andern, das scheinbar Verlorene wird neuerdings gefunden und kommt wieder zu Ehren, die einsame vereinzelte Idee findet in spätern Jahrzehnten oder Jahrhunderten neue Ideen, neue Hilfsmittel, mit denen sie eine Koalition eingeht und endgültige Siege erringt. So ist das elektrische Schweißen vor Jahrzehnten erfunden und patentiert worden, ist heute neuerdings erfunden und patentiert worden, ist heute neuerdings erfunden und patentiert worden. Im Hindernisse reimen der Ideen bilden die Anforderungen der Praxis die größten Schwierigkeiten. Oft brechen die Erfindungen diesseits oder jenseits dieses Grabens leblos zusammen, trotzdem ihr Sieg jubelnd verkündet wurde. Aber diese Leblosigkeit ist nur ein Starrkrampf, sie erwachen alle wieder.

Girard, der erste Erfinder, hat an die zwanzig Jahre an seinem Werk gearbeitet, das er rastlos ins Große zu übertragen strebte, und als er im Begriffe war, nach einer mit vielen Mühen erworbenen Regierungskonzession die erste Strecke für den Verkehr zu bauen, raffte ihn der Tod im Kriege von 1871 dahin. Sein Mitarbeiter und Nachfolger Barre hatte seine Ideen 1882 mit erneuter Kraft aufgenommen. Was das Werk noch in vielen Punkten unvollendet erscheinen, das Interesse, das es wachgerufen, wird dem Eisenbahnwesen, das sich bis jetzt nur im engen Kreise, wie die Rabe um den Schweif drehte, neue Impulse verleihen. Zumal in Gegenden, wo große Wasserkraft zur Verfügung stehen, wie der Rheinfluss bei Schaffhausen oder der Niagara-Fall, welche jede andere Betriebskraft überflüssig machen. Der große Strom, der nach dem Gesetz der Schwere schäumend und tosend in die Tiefe stürzt, die wilde ungebrochene Kraft seiner Massen am starren Felsen vergehend, wird in ein großartiges Röhrennetz gefesselt und verwandelt sich aus einem tollen Zungen in einen ruhigen, unermüdbaren Arbeiter für das Wohl der Menschheit.

So werden die gewaltigen Kräfte der Erde unter ein Joch gebeugt, das der Menschengestalt aus den unscheinbarsten mechanischen Gesetzen zusammenklügelt. Diese Beherrschung der Natur durch die feinsten Kombinationen erinnert an das seltsame Band, mit dem in der altgermanischen Mythologie der Welten-Berwolf Fenris gefesselt ist, damit er nicht losbricht und verheerend durch das Weltall wüthet. Es ist aus eigentümlich zarten Stoffen gewebt: aus dem Barthaar einer Jungfrau und dem Schall des Kagnetritts. Welche Naturkräfte weiß der Mensch mit seinen schwachen Armen zu bewältigen, wie leise und atemlos ist seine Stimme und doch dringt sie durch das Telephon in die Weite und wird bald den Erdball umklingen! Wie rasch ermüdet sein Lauf, wie eng ist sein Gesichtskreis! Doch er zieht Siebenmeilenstiefel an und wandert mit dem Sturm um die Wette durch das Land: Immer rascher gleitet die Eisenbahn mit ihm durch die Fluren; Berge, Meere, Thäler, tiefer und tiefer schwinden sie zurück vor seinen weitsehenden Blicken: nur noch eine kurze Spanne Zeit, dann kommt noch, was unausbleiblich kommen muß — der lenkbare Luftballon!

Schlussbetrachtung über die Berliner Kunstausstellung.

von

Paul Roland.

Schluss! „Schluss!“ wird man von allen Seiten bedeuten, wenn man von der Kunstausstellung zu reden anfängt. Aber es muß doch nun einmal sein. Ich will mich also über diese „ausgefallene Sache,“ die leider die-

ses Jahr nicht ausgefallen ist, kurz fassen. — Man kann ja jetzt, gottlob, freier reden; die Medaillen sind verteilt, die Spannung ist von den Zuschauern gewichen und das p. t. Publikum kann den Grad seiner Bewunderung nach den berühmten goldenen Zetteln einrichten, welche jetzt an den von den Preisrichtern für würdig befundenen Bildern prangen.

Ob nicht manchem naiven Gemüt ein „Ah!“ entfährt. Wer autoritätsgläubig ist, versinkt nunmehr vor dem Porträt der Mrs. L., das Kiesel ausgestellt hat, in bewunderndes Staunen. Das ist also die Höhe der Kunst, die prämiert werden muß! Die große goldene Medaille ist dem Künstler zu teil geworden. Wir gönnen jedem sein Glück und begreifen, daß der Stil der Bonbonnieren-Malerei einen erneuten Aufschwung nehmen muß, wenn eine derartige Ermunterung an Kiesel ergeht. Was soll sein Kollege, der tüchtige Kupferstecher und Radierer Köpping dazu sagen, wenn ihm in dieser Gesellschaft die gleiche Auszeichnung zu teil geworden ist. Er arbeitet nach alten Mustern und leistet wirklich Tüchtiges. Ob nun gerade, nachdem auch auf Kupfer photographiert wird, der Radierer ein solcher Wert beizumessen ist, wie bei den alten Meistern, wollen wir dahingestellt sein lassen. Lassen wir überhaupt verschiedenes dahingestellt. Man kann mit Freude begrüßen, daß Klein endlich durch die kleine goldene Medaille die Anerkennung gefunden hat, die er für noch bessere Werke als „Centaur und Nymphe“ (1364) z. B. seinen Löwenbändiger längst verdient hat; aber man kann sich auch verwundert fragen, warum Koner dieselbe Ehre zu teil geworden ist. Ein Porträt von Betty Wolff (960) ist bei weitem besser gemalt, als das Porträt Seiner Majestät des Kaisers. Es muß gesagt sein, daß die ehrenvolle Erwähnung, welche die Künstlerin davongetragen hat, wohl bloß in einer Verlegenheit der Preisrichter, die nicht wußten, was sie mit dieser guten Bilde anfangen sollten, ihre Erklärung findet. Ja, diese ehrenvollen Erwähnungen! Ob sie gerade für die Kommission ehrenvoll sind, möchte man bezweifeln, wenn man sich mit Professor von Heyden den „treuen Kameraden“ im ober-schlesischen Bergwerk nähert. Das Bild ist so gemalt, daß ein Akademiestudent damit glänzend bei jeder Konkurrenz unterliegen würde. Warum ist ein Frieze nicht erwähnt? Nicht ehrenvoll erwähnt? Er, dessen „Löwen, ein Lager beschleichend“ im „Salon“ vor etwa fünf Jahren die goldene Medaille errang, die hier natürlich dem damals miserabel aufgehängten Bilde nicht erteilt werden konnte. Wenn irgend ein Künstler dieser höchsten Auszeichnung auf der diesjährigen Ausstellung würdig war, so war es Frieze. Man steht vor Unbegreiflichkeiten über Unbegreiflichkeiten und fragt sich, wozu die Einrichtung der „ehrenvollen Erwähnung“ getroffen worden ist, wenn jahraus, jahrein die tüchtigsten Künstler wie z. B. Müller-Breslau, Schlaby, Sari Melchers u. a. mit offiziellem Stillschweigen übergangen werden, während der Segen dieser Erwähnung auf D. Becker, Dahl, Rocholl und Koppay herniedertaut. Apollo, Bringer des Lichts, du weißt es!

Und wie hat sich das Publikum bisher der Ausstellung gegenüber verhalten, das kaufkräftige Publikum natürlich?

Anton von Werners „Kronprinz Friedrich Wilhelm an der Leiche des Generals Abel Douay“ hat natürlich seinen Käufer gefunden und dabei ist einzig und allein die Figur des an den Tisch lehrenden Arztes lebendig — Douay ist leider tot. Die übrigen Käufer haben geradezu in Banalität gewüthet und man kann sich der Vermutung nicht entschlagen, daß die Fleischpreise auf die Auswahl eingewirkt haben. Fast lauter kleine Bilder sind gekauft worden. „Billig“ ist die Losung — „und schlecht.“

Man kann sich jeder Bemerkung über den Geschmack der Käufer enthalten; wer die saubere Arbeit einer Dame einem Kunstwerk von Frieze vorzieht, mit dem ist nicht zu rechten. Dem Publikum bequemt sich ja auch wieder der amtliche Verlosungsplan an. Ungefähr 350 Gewinne zu 10 Mark, eine Anzahl von 30, 50, 100, 150 Mark-Gewinne u. s. w. winken

dem Glücklichen. Aber man muß sich fragen, was selbst ein Gewinner vom 1000 Mark-Wert damit anfangen soll? 1000 Mark ist der Hauptgewinn. Schätzt die Kommission die guten Bilder nicht höher ein oder trägt auch sie den hohen Fleischpreisen Rechnung?

Noch ein letztes Wort über die fast durchweg mit Mitteltgut bestellte Ausstellung der plastischen Kunst.

Heiliger Lesing! Haben die Künstler heute noch so wenig deine Gebote begriffen!

Ein Hundrieser dagegen hat mit seinem Grabdenkmal (1349) nicht einmal eine ehrenvolle Erwähnung davongetragen, und doch ist dieses Werk wohl der besten eines, das die Ausstellung zeigt. Er gehört zu den wenigen, die selbständig denken und empfinden, und er findet gleichwertige Genossen in einem Lock, Brütt, Klein und Eberlein. Aber sie sind nicht gleich bewertet von der Kommission. Dieselbe will in Brütt's „Eva,“ die in verkleinertem Maßstabe einen hochherzigen, kunstverständigen Käufer gefunden hat, eine Nachahmung eines französischen Bildwerks finden. — Hoffentlich ist es nicht wahr, denn wie man bei diesem Bildwerk von einer Nachahmung reden kann, wird nur Leuten verständlich sein, die selber jedes Kunstverständnisses ermangeln.

Ganz verblüfft steht man vor dem „Hutten und Sickingen“ der Gebrüder Cauer, denen eine ehrenvolle Erwähnung zu teil geworden ist. Diese Gruppe ermangelt jeder historischen Auffassung. Ein Kunstwerk soll sich selbst erklären, aber sagte es nicht der Katalog, so könnte niemand erraten, wen die beiden Figuren vorstellen sollen. Es sind eben ein Paar in Kostüme gesteckte Figuren, welche posieren.

Auch von Uchtritz ist in die Reihe der ehrenvoll Erwähnten aufgenommen worden. Irren wir nicht, so ist es derselbe Künstler, dessen buntbemalter „Savoyarde“ in der Nationalgalerie eine Zeitlang Unterschlupf fand, wahrscheinlich als abschreckendes Beispiel für diejenigen, welche einer radikalen Ubertünchung des Marmors das Wort reden. Das in jener Leistung sich offenbarende geringe Können spricht sich auch in dem jetzt ausgestellten „Wandbrunnen“ aus. Möge die Kommission ihre Hände darin in Unschuld waschen. Das Panoptikum sollte sich beeilen, diese junge Kraft für sich zu gewinnen.

Da haben wir auch einen Hermes (1341) von Hertzer, dem Nachfolger Schapers an der Akademie, gesehen. Die preisverteilenden Mächte sind glücklicherweise mit Stillschweigen an dem Götterboten vorüber gegangen; aber man möchte bei dieser Gelegenheit doch die Frage aufwerfen, woher unsere Künstler immer noch die Berechtigung ableiten, Gegenstände der griechischen Mythologie zu behandeln. An öffentlichen Gebäuden wird damit ja leider noch genugsam operiert; aber das Volk, das schließlich doch auch am Kunstgenusse teilnehmen soll, wird einen Hermes eben nur für einen Mann mit einem merkwürdig unmodernen Hut und einen Neptun mit dem Dreizack für einen mangelhaft belleideten Agrarier ansehen.

Ziehen wir die Summe unserer Betrachtungen: Die Signatur der Ausstellung ist geistige Armut. Damit ist eigentlich alles gesagt. Man kann so hübsch ohne Aufregung im schönsten Oberlicht spazieren gehen und die Menge betrachten, welche sich vor den prämierten Bildern staut. Auch das wird sich verlieren. Eines Tages werden Männer kommen mit Leitern, Kisten, die Kunstware wird eingepackt werden und zurück in die Ateliers oder weiter in die Ausstellungen der Kunsthändler wandern — das ist gewiß. Aber ungewiß ist, was geschieht mit der Mehrheit der Bilder?

Es herrscht eine Überproduktion auf dem Kunstmarkt; ein Börsenbericht würde etwa lauten: Tendenz flau; bei großem Angebot wurde nur kleine Ware gehandelt. Wahre Kunst wird freilich immer selten bleiben, und wenn sie sich zeigt, liegt die Gefahr nahe, daß sie überwuchert wird von der Masse des Mittelguts, wie es auf der diesjährigen Ausstellung gesehen ist. Es ist bedauerlich, wie wenig die Kritik dem Kunstverständnis der großen Menge zu Hilfe kommt. Entweder werden die paar guten Werke totgeschwiegen — aus welchen

Gründen wollen wir heute nicht untersuchen — oder es wird vor den Tagesgrößen sich verneigt. Aber was wird eigentlich aus den Bildern dieser Größen, was gar aus denen der Kleinen? Irgendwo müssen sie doch einmal ein Ruheplätzchen finden! Nur getrost, sie finden es, die Großen und die Kleinen. Die gute Ruhme Vergessenheit bringt beide an ihren Ort. Man begegnet häufig in alten Patrizierhäusern auf Hausfluren oder finstern Korridoren Bildern längst verschollener Meister. Wenn eine solche alte Leinwand doch erzählen könnte! Was würde sie nicht alles von ihren Schicksalen uns mitteilen. Eines Tages wurde sie in ein großes Prunzzimmer geschafft, schön gepuderte Damen umgaben einen Herrn, der sich stolz in seinen Schnallenschuhen wiegte. Er rühmte die Malweise eines Philipp Hackert, ja weiter werde es schwerlich gebracht werden! Dann kamen andere Zeiten.

Eine Enkelin jenes Kenners ließ das Bild in die Kinderstube schaffen, und aus dieser mußte es schließlich hinauf unter's Dach wandern, wo in irgend einem Winkel die Keisröcke von Urgroßmama moderten. Und dabei hatte sich das alte Bild doch beinahe fünfzig Jahre an seinem Plaze behauptet. Ob die Becker, Sichel u. a. nicht früher werden in die Kumpelkammer wandern müssen? Wer etwas Talent und die Mittel dazu hat, glaubt heute malen zu müssen, und bei der Entwicklung der Technik ist nicht abzusehen, ob nicht binnen kurzem unsere fleißigen Malerinnen namentlich sich die Handgriffe angeeignet haben werden, denen die Bilder so vieler „berühmter“ Meister ihre Entstehung verdanken. Wie wenige dieser Bilder bleiben im Reize der Zeit hängen: es ist sehr weitmächtig, und sicher wird die diesjährige Ausstellung jener alten unermüdlichen Dame eine recht geringe Ausbeute liefern.

Sinfälle.

Von Theodor von Soosnosky.

Man klagt über die Lieblosigkeit unserer Zeit! Man denke doch daran, wie oft und wie lange der berühmte Mantel der christlichen Nächstentliebe seine Dienste gethan, wie viel er schon hat zudecken müssen! Was Wunder, wenn er schäbig geworden ist?

Die Zeitungen sind nicht so sehr die Stimmen der Öffentlichkeit, sondern vielmehr ihre Stimmgabeln.

Wie kommt es, daß Dummköpfe im Strome des Lebens so selten untergehen? — Weil sie hohl sind?

Die Sprache formt die Gedanken,
Die Logik hält sie in Schranken.

Das Recht ist eine Wissenschaft, die zwar Wissen schafft, aber nicht immer: Recht.

Nicht jeder Hausmeister ist zu Hause Meister.

Man hat oft die Frage aufgeworfen: Wer ist unglücklicher, der Blindgeborene oder der Blindgewordene? — Jener scheint unglücklicher; denn ihm ist das Glück des Lichtes ver sagt geblieben; dieser ist es aber: denn erst im Verluste des Besizes lernt man dessen Wert kennen. — Gerade so verhält sich's mit der unglücklichen Liebe: Derjenige ist unglücklicher, der das Glück der Liebe genossen und dann verloren hat, als der es nie kennen gelernt.

Nicht jede Frau, die unterhalten wird, unterhält sich.

Dem Toleranten sind alle Sekten gleich; nur gewisse Insekten nicht.

Paul Lindau und die Berliner Presse.

Von
F. M.

Der Fall Lindau, d. h. die öffentliche Anschuldigung der „Volks-Zeitung“, Paul Lindau habe seine Stellung als einflussreicher Kritiker gegen eine hilflose, kleine Schauspielerin mißbraucht, diese Geschichte, welche zuerst so tragisch wie eine notwendige Staatsrevolution besprochen wurde und nun dafür gar zu spähhaft von den Wigblättern behandelt wird, ist gleich in den ersten Tagen der Aufregung vor den Ehrenrat des Vereins „Berliner Presse“ gebracht worden. Ich habe meine vorige Betrachtung damit geschlossen, daß ich diese Form des Austrages nicht guthießen könne; bevor ich die Gründe angebe, möchte ich ein wenig zurückgreifen und ein Wort darüber sagen, wie die Berliner Presse, nicht in ihrem Verein, sondern in ihren öffentlichen Blättern sich zu dieser Angelegenheit gestellt hat.

Die vornehmeren und größeren Zeitungen, in deren Redaktionen naturgemäß ältere und besser situierte, also wohl auch ruhigere Journalisten sitzen, langjährige Bekannte Paul Lindaus, haben anfangs den ganzen Skandal totgeschwiegen; nicht nur die strengen Blätter, welche jeden Schmutz erst trocken werden lassen, ehe sie ihn anrühren, verhielten sich mäusehinstill, sondern auch die modernsten Zeitungen, welche nach Pariser Muster dem Publikum stets vom Neuen das Neueste zu geben bestrebt sind, wußten lange nichts von einem Fall Lindau. Inzwischen sorgten die kleineren Journale, deren Feuilletons von jüngeren Pharaonen beherrscht werden, welche Paul Lindau nicht kennen oder die er nicht kennt, sie sorgten dafür, daß der ganze Fall mit all seinen Pikanterieen von allen Dächern gepöpselt wurde. So trug die Vornehmheit und die Freundschaft für Lindau die Schuld, wenn die Sachlage dem neugierigen Volke der Hauptstadt anfangs nur in einer gehässigen Weise dargestellt wurde. Man entschuldigte sein Schweigen damit, daß der Abdruck der Briefe von Seiten der „Volks-Zeitung“ zum mindesten eine Indiskretion gewesen und daß es nicht schicklich sei, in solcher Weise eidierte Briefe auch nur zu lesen. Ich möchte freilich den Kollegen kennen, der die Briefe aus diesem Grunde nicht gelesen hätte! Auch sei ungewiß, ob nicht Fälschungen vorliegen. Diese Auffassung wurde hinfällig, als mehrere Zeitungen persönliche Erklärungen ihrer in die Sache angebellt verwickelter Mitarbeiter brachten und als Paul Lindau selbst mit einigen Zeilen hervortrat. Er nannte die Angriffe „einseitig“ und stellte dem Ehrenrat des Vereins „Berliner Presse“ weiteres und gewiß entlastendes Material zur Verfügung. Damit hatte der Angegriffene zugegeben, daß keine Fälschung seiner Briefe vorlag und daß er die Anklagen für ernst genug hielt, um sich zu verteidigen. Nun hätte eigentlich auch für den präddesten Journalisten die Verpflichtung zum Schweigen aufhören müssen. Aber auch ohne diese Erklärungen wäre die sonst so seltene heilige Scheu vor Privatangelegenheiten nicht in der Ordnung gewesen. Hätte dieser Angriff einen berühmten Pariser Schriftsteller getroffen, den man in Berlin nicht persönlich kennt, alle Zeitungen hätten spaltenlange Artikel aus dem „Figaro“ nachgedruckt. Die persönlichen Beziehungen zu dem allgemein beliebten Berliner Schriftsteller mögen also doch wohl mitgesprochen haben.

Ich aber meine, daß die Presse, welche zwar keine Großmacht im alten Sinne ist, wie die weltgebietenden Staaten, wohl aber wirklich eine moderne Großmacht wie die Dampfmaschine und die Elektrizität, welche aber keine blinde, unpersönliche Naturkraft, sondern die Gesamtleistung von Tausenden von Menschen ist, ich meine, daß die Presse, welche alle sozialen Mißstände in den andern Ständen aufzudecken sucht, vor allem die Pflicht habe, die überall geforderte Öffentlichkeit auch für ihr eigenes Treiben nicht zu scheuen. In den Personen, welche die Presse ausmacht, ist eine ungeheure Summe von reinstem Idealismus und niederem Gewerbsfium, von edelster Gesinnung

und von Nichtswürdigkeit verkörpert; die Gefahren dieses Zustandes, die mögliche und die nahe drohende Korruption kann nur durch volle Öffentlichkeit gehemmt werden.

Ich habe schon vor acht Tagen die Behauptung gewagt, daß Paul Lindau, so scharf ich auch den entscheidenden Punkt der sogenannten Anklage beurteilen muß, seinem ganzen Wesen nach besser sei als sehr viele seiner Kollegen. Von seiner höheren Begabung ganz zu schweigen. Und nun soll auf einmal über sein Thun und Lassen von einer Vereinigung von Männern Recht gesprochen werden, welche nur das gemeinjam haben, daß sie bürgerlich ehrenwert sind und von ihrer Feder leben. Neun Zehntel dieser Männer stehen mit Paul Lindau, den sie übrigens als einen der glücklichsten Kollegen schätzen, in dieser oder jener Beziehung. Wenn Lindau dort in der That ein Angeklagter wäre, was ein ganz falscher Ausdruck ist, und ihm ein berechtigter Ankläger gegenüberstände, sämtliche Richter beinahe müßten perhorresziert werden. Ja, ich gehe so weit zu sagen, die Ehrenfrage, um die es sich handelt, greift so tief in das Journalistenleben, daß jeder Journalist darin Partei ist und nur Richtjournalisten — wenn es noch solche giebt — objektive Richter sein können.

Ordentlich drollig aber müßte eine solche Verhandlung über den Fall Lindau für diejenigen Mitglieder sein, welche sich der Zeit erinnern, da Paul Lindau Präsident des Vereins war, der jetzt zu seinem Tribunal gemacht wird. Es ist etwa vierzehn Jahre her, daß derselbe Paul Lindau, dessen Vorzüge und dessen Schwächen sich seitdem kaum geändert haben, zur Leitung berufen wurde. Was hoffte man von diesem Manne? Und was that er zur Freude der Kollegen?

Kaum war Paul Lindau Präsident des Vereins „Berliner Presse“, als auch da neues Leben in die Hude kam. Es wurden Feste gegeben, illustrierte Weltblätter brachten Schilderungen und bildliche Darstellungen dieser Feste, und eine sensationelle Theatervorstellung füllte die Kasse des Vereins. Strenge Kritiker — und ich könnte ihnen nicht unrecht geben — hätten vielleicht zu bemerken, daß die Illustrationen der Feste berühmte Dichter zeigten, welche gar nicht anwesend gewesen waren (ich erinnere mich z. B. an ein solches Bild des guten Auerbach), und daß zu der Theatervorstellung die teuersten Virtuosen zusammengebeten und doch wohl mit der Liebenswürdigkeit der Veranstalter bezahlt wurden. Es war eine kurze glänzende Zeit der „Berliner Presse“, die aber, genau betrachtet, eine Zeit der Reklame, also dessen war, was man jetzt plötzlich auch von jener Seite als Korruption beklagt.

Und als Paul Lindau sein Amt als Leiter der „Berliner Presse“ niederlegte, geschah es, weil der Verein sich plötzlich zum Sittenrichter über einen ganz harmlosen Kollegen aufwerfen wollte.

Ich bin in der vorigen Betrachtung zu dem Schlusse gekommen, daß der Fall Lindau in seinen Franzenzimmer-Geschichten eine Privatangelegenheit sei, daß aber unmöglich ein Theaterkritiker zu gleicher Zeit vom Theaterdirektor besoldet sein dürfe, daß also Lindau, wenn er die Angriffe in dieser Beziehung nicht widerlegen könnte, das Recht zu kritisieren verwirkt hätte. Heute muß ich hinzufügen, daß dieses Erkenntnis rechtskräftig nur von der öffentlichen Meinung ausgesprochen werden kann, nicht aber von einer Versammlung von Genossen, von Freunden und Feinden.

Kleine Kritik.

Die Sommerferien sind vorüber, und die Blätter und die Stücke fangen an zu fallen. Am letzten Sonnabend begann das Berliner **Leffing-Theater** damit, daß ein dreitägiges Schauspiel von Adolf Wilbrandt, nachdem es in seiner ersten Hälfte gut gefallen hatte und stellenweise mit dem lautesten Beifall aufgenommen worden war, schließ-

lich von dem undankbaren und pietätslosen Publikum ziemlich unfreundlich abgelehnt wurde. Und doch braucht sich Wilbrandt dieser Arbeit nicht zu schämen. Es enthält in den besten Szenen des ersten und zweiten Aufzuges humoristische Töne, wie sie unter unseren Theaterdichtern seit dem Verstummen Gustav Freytags nur dem Dichter der „Maler“ gegeben sind. Und so rücksichtslos an dieser Stelle jüngst Wilbrandts Roman „Adams Söhne“ verurteilt werden mußte, so darf diesmal bei der Feststellung eines neuen Mißerfolges nicht vergessen werden, daß Wilbrandt einer unserer feinsten Poeten ist und bleibt. Leider ist an ihm die Litteraturbewegung der letzten zehn Jahre spurlos vorüber gegangen, trotzdem er noch jung genug gewesen wäre, um sich unter dem jüngeren Geschlechte wohl zu fühlen. Ich meine natürlich nicht, daß Wilbrandt zu den Naturalisten hätte übergeben sollen; ein derberes Festhalten sozialer Stoffe aber und realistische Bühnentechnik hätten ihn vielleicht zu unserem erfolgreichsten Dramatiker gemacht. Nun hatte er in seinem Schauspiel „Neue Zeiten“ scheinbar einen höchst modernen Stoff gewählt: die Bekämpfung der Sozialdemokratie durch das Wohlthun der Reichen. Diese sollen ihren Luxus selbst besteuern, ihr Reichthum soll nicht mehr beleidigen. Alles sehr hübsch gedacht und sehr geistreich ausgedrückt. Aber Wilbrandt will mit einem Hunde zu gleicher Zeit zwei Hasen jagen und erwischt darum keinen. Er verqu coast das Tendenzstück mit einer ganz verbrauchten Liebesgeschichte, vergißt schließlich die soziale Frage vollständig und erfucht die Zuschauer, nachdem er die furchtbaren Ströme der Unterwelt zu befahren versprochen hat, an den Ufern eines Bächleins idyllisch Platz zu nehmen. Er hat zum Schluß die Schulden der ersten Akte nicht bezahlt, daher die Verstimmung des Publikums. Die häufigen Mißerfolge Wilbrandts haben aber, wie ich glaube, noch einen tieferen Grund. Wilbrandt ist ein geborener Lustspielmacher, wie ihn unser Drama wahrhaftig brauchen könnte. Er mag aber das Schauspiel für eine höhere Gattung halten und hat so diesmal wieder einen vorzüglichen Lustspielstoff — die Weisheit von Modedamen, welche an der Not und Armut gepugt und herzlos wie öffentliche Dinnen vorübergehen — durch den Zusatz von allerlei unwahrer Liebesfingamentalität in ein Schauspiel verdorben. Der Stoff wäre es wert, durch eine Umarbeitung gerettet zu werden. — Die Aufführung verdeckte zu wenig die kleinen Versätze, welche der Dichter gegen die Wahrscheinlichkeit begangen hatte; es wurde im Salon etwas zu grob und zu laut gezinkt, und die zahlreichen kleinen Monologe wurden nach alter Weise gesprochen. Herr Blande verdarb eine kleine wichtige Rolle; er hat viel Humor; aber geistreiche Männer zu spielen, das ward ihm nicht gegeben. Außer den Herren Klein und Schönfeld und einem neu erscheinenden Fräulein Palm ist aus den Darstellern nur noch die Gattin des Dichters, Frau Auguste Wilbrandt-Baudius, rühmend hervorzuheben. Die ehemalige Burghauspielerinnen bleibt doch auch in ihrem neuen Rollenfach eine vollendete Künstlerin, die alles kann, was sie will. Sie gab eine kluge, gute, geschwätige Geschichtenerzählerin und hatte fast mit jedem Worte und mit jedem Lächeln Erfolg. Sie wollte nur etwas zu viel. Sie wollte ihre Geschichten wie eine vorzügliche Schauspielerin vortragen, und der Dichter hat ihr die Gelegenheit dazu fast zu reichlich geboten. Hätte der letzte Akt dieser Allerweltstante lustspielmäßig die Führung überlassen, „Neue Zeiten“ hätte für Wilbrandt ebenso wie für seine Gattin ein Erfolg werden müssen. fm.

Naturwissenschaftliche Elementarbücher. Von verschiedenen Verfassern. (Verlag von Karl F. Trübner zu Straßburg i. E.)

In England, wo die Ausbreitung wirklicher Kenntnisse in den Naturwissenschaften im allgemeinen größerer Teilnahme begegnet als vorläufig bei uns, haben sich vor etwa einem Jahrzehnt die ersten Gelehrten und Forscher des Landes zusammengethan, um unter dem Titel „Science Primers“ eine Reihe von kurzen Leitfäden herauszugeben, welche zur ersten Einführung in die Grundlehren der einzelnen Wissenschaftsgebiete geeignet wären. Es waren „shilling-books“, für jedermann erschwinglich. Der Grundgedanke, der dabei obwaltete, hat sich glänzend bewährt. Er bestand eben darin, daß man annahm, die ersten Meister ihres Faches würden gerade infolge der vollständigen Beherrschung desselben am meisten geeignet sein, dem noch gänzlich Unwissenden ein neues Gebiet in klarer Weise und in musterergültiger Darstellung so zu erschließen, daß das Lesen zum Genuß wird, und die Bildung irriger Vorstellungen

und halbverstandener, am Worte haftender Begriffe vermieden wird. Zu dem damit erzielten Erfolge hat freilich nicht wenig die in England überhaupt besser als bei uns ausgebildete Darstellungskunst der dortigen gelehrten Kreise das Ihrige beigetragen. Namen wie Huxley, Roscoe, Lockyer, Geikie, Balfour Stewart, Foster und andere bürgten für ihn.

Dieses englische Unternehmen hat die Verlagsbandlung von Trübner in Straßburg vor einigen Jahren sozujagen ins Deutsche übersezt, und die shilling-books sogar noch verbilligt, indem der Preis des Bändchens, sauber gebunden und mit Abbildungen erster Güte versehen, auf achtzig Pfennig festgesetzt wurde. Die deutschen Ausgaben bestanden teils in, jedoch von zuständigen deutschen Forschern des betreffenden Faches besorgten, Übertragungen der englischen Ursprungswerte, teils in selbständigen, an Stelle der englischen tretenden Arbeiten, wie sich dies besonders für die Tier- und Pflanzenkunde schon deshalb als wünschenswert erwies, weil hier der Ausgangspunkt von der, immerhin etwas verchiedenen, einheimischen Lebenswelt beider Länder genommen werden muß. Der Erfolg hat nun dem Unternehmen auch in Deutschland recht gegeben, und vor kurzem sind eine ganze Reihe der Bändchen in neuen, größenteils verbesserten Auflagen, die Chemie und Physik sogar bereits in vierter, erschienen. Diese beiden haben auch noch den besonderen Vorzug, daß sie ihre Folgerungen nur auf die einfachsten Beobachtungen und Versuche gründen, die jedermann mit wenig Mühe und Kosten nach einfacher Anleitung selbst anstellen kann, und für die die notwendigen Geräte und Verbrauchsstoffe sogar in je einem Verzeichnis am Schlusse besonders zusammengestellt sind. An Stelle der von dem inzwischen verstorbenen Oskar Schmidt bearbeiteten ist eine neue Tierkunde von seinem Nachfolger auf dem Straßburger Lehrstuhl, Professor Goette, getreten; das einzige Doppelbändchen der Sammlung in ihrer neuen Gestalt. Es war diese Abweichung in der Mannigfaltigkeit des Stoffes gerade bei diesem Gebiete wohl begründet; denn die Enge des Rahmens, an welcher wohl nur der Gleichmäßigkeit halber anfangs auch hier festgehalten worden war, hatte den Verfasser der ersten Ausgabe zu sehr gezwungen, von einem Weiterdringen in die Tiefe abzusehen. Wahrschafte Meisterwerke sind die „Allgemeine Einführung in die Naturwissenschaften“ von Huxley, und die „Geologie“ sowie die „Physikalische Geographie“ von Geikie. Die „Botanik“, englisch von Hooker, ist in der deutschen Sammlung von De Vary bearbeitet, die „Mineralogie“ von Professor Peters zu Graz, Außer „Chemie“ (von Roscoe) und „Physik“ (von Balfour Stewart) sind dann ferner in der deutschen Ausgabe noch „Astronomie“ (von Norman Lockyer) und „Physiologie“ (von Foster) vertreten; im ganzen also elf Bändchen, die auch der Vertreter des Faches mit Vergnügen durchlesen und aus denen er noch manches mitnehmen wird, was für Klarheit der Grundlegung und allgemeine Auffassung, sowie für das Lehren von Bedeutung ist. J.

John Grand-Carteret: Bismarck en Caricatures. (Paris, Perrin u. Cie.)

Der Verfasser oder richtiger der Kleber dieses Buches hat sich bereits durch ebenso wertlose Schriften über die Karikaturen-Zeichnungen in Frankreich und Deutschland das gemacht, was der Buchhandel so gefällig ist, einen Namen zu nennen. Andere Schriftsteller besitzen Talent, Kenntnisse und Fleiß, Grand-Carteret erweist die Begabung durch eine offenbar unzureichende Sammlung von illustrierten Witzblättern der verschiedenen europäischen Völker, die Kenntnisse erweist er durch eine große Scheere und Fleiß nimmt er es vielleicht, wenn er zu dem Wiederabdruck hübscher Zeichnungen einen fortlaufenden albernen Text liefert. Sein neues Buch über Bismarck ist einfach eine Sudelarbeit. Wenn er wirklich fünfundsanzig Jahre lang alle Karikaturen über den ersten deutschen Reichskanzler gesammelt und die besten zu einem Buche geordnet hätte, so hätte das allerdings ein lustiger Beitrag zur Zeitgeschichte werden können. Aber Grand-Carteret ist nicht einmal als Sammler fleißig gewesen. Seine Befähigung für einen deutschen Stoff hat er übrigens dadurch nachzuweisen gesucht, daß er bei Übersezung deutscher Worte ganz sinnlose Fehler macht. Von der Abgeschmacktheit des Textes kann die entsefliche Widmung ein gutes Beispiel geben: „Meiner Mutter, welche ein goldenes Herz hat, widme ich dieses Buch über den eiserernen Kanzler.“ Alles in allem hat der Verfasser einen guten Einfall gehabt, den vielleicht ein anderer ausführen wird. —r.